Zeitschrift: Lenzburger Neujahrsblätter
Herausgeber: Ortsbürger-Kulturkommission Lenzburg
Band: 23 (1952)

Artikel: Sophie Haemmerli-Marti : aus ihrem Leben und Schaffen [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn-Haemmerli, Anna
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-918361

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SOPHIE HAEMMERLI-MARTI

AUS IHREM LEBEN UND SCHAFFEN

VON ANNA KELTERBORN-HAEMMERLI[1]

Lebensmitte

Seit dem Sommer 1900 bewohnte die Familie außerhalb des Städtchens ein Haus, das mit seinen hellen und kunstbeseelten Räumen bald den Wesensausdruck seiner neuen Besitzer trug. Im Garten traten zu den ernsten Tannen jetzt Birke und Lärche, die Lieblingsbäume der Dichterin, und die von ihr herangezogene Blumenpracht verblich vom Frühling bis tief in den Herbst hinein nie. Eine Heimstätte entstand, von der drei Jahrzehnte lang Licht und Wärme ausging.

Von dieser Heimstätte aus bewältigte Max Haemmerli, vom mittragenden Wesen seiner Gattin unterstützt, eine große Praxis und manche aus der Teilnahme am öffentlichen Leben sich ergebende Pflicht mit Überlegenheit und Güte und in nie erlahmendem Frohmut. Im regen und harmonischen Leben dieses Heimes wuchsen die Kinder des Ehepaars heran, vier Mädchen, denen die Mutter wie eine kraftspendende Sonne war. Sie erinnerten sich später nicht, diese Mutter je müde, verstimmt oder energielos gesehen zu haben. Stets ging etwas Befeuerndes von ihr aus, sogar in ihrem Tadel, der aufflammte in edler Empörung und alles Kleinliche ausschloß. Freude und Begeisterung schufen die Stimmung in diesem Haus.

Mit dem Größerwerden der Kinder verwandelten sich auch die Kinderlieder der Mutter. War es früher, als wehte noch ein Engelshauch darin, so widerhallte in ihrem Klang jetzt der festere Tritt und kühnere Schritt des Schulkinds. Diese Kinderlieder formten sich immer im Dialekt. Das spontane Denken in Rhythmen und Reimen, das von Jugend an in Sophie Haemmerli-Marti lebendig war, bediente sich aber ebenso oft auch der Schriftsprache. Die erstaunliche Ursprünglichkeit und Frische ihrer schweizerdeutschen Gedichte fehlt aber auffallenderweise den hochdeutschen.

In einem Brief von 1897 an Prof. Winteler drückt die Dichterin ihre Verwunderung darüber aus, daß sie die Mundart nur benützen könne, wenn von Kindern die Rede sei. Sobald sie andere Empfin-

[1] Vgl. die Lenzburger Neujahrsblätter 1950 und 1951; dazu die Quellen: Sophie Haemmerli-Marti: „Mis Aargäu", Tagebücher und Briefe. Friedr. Häusler: Sophie Haemmerli-Marti, Züge aus dem Lebensbild, in „Das Goetheanum", Jahrg. 1938 und 1942 und in der Tagespresse.

dungen in Worte fassen wolle, komme ihr das Hochdeutsch von selbst. Diese Tatsache stand nun offenbar mit ihrer Eigenart und zugleich mit dem Wesen der Mundart in engem Zusammenhang. Denn unser Dialekt entstammt einer Zeit, die das begriffliche Denken noch nicht bis zur letzten Schärfe geführt, dafür aber ein instinktives Gefühl für Gut und Böse bewahrt hat. Man kann im Schweizerdeutschen auch heute noch nichts Weißes durch Logismen schwarz, nichts Krummes gerade reden, was im Hochdeutschen wie in jeder anderen durch den Intellekt geschliffenen Sprache doch mühelos möglich ist. Sophie Haemmerli-Marti verblieb mit ihrem Innersten zeitlebens in einer vom Intellektualismus unberührten Welt. Wo sie mit ihrem Denken diese Insel verließ, suchte sie zunächst eine Stütze und fand sie im Intellekt anderer. Daher die Anlehnung an Vorbilder in ihren hochdeutschen Gedichten, die sich lange in den Formen und Wendungen der deutschen Klassik bewegen. Erst als die Dichterin als vollbewußter Mensch wieder in die Unschuldswelt des Kindes trat, kam ihre tiefste poetische Fähigkeit zum Durchbruch: jetzt gestaltete sie künstlerisch und von Grund aus originell das Mundartwort. Nur ihr Mundartwort ist für die Welt von Bedeutung geworden. Im Bereich ihrer Persönlichkeit und des von ihr zurückgelegten Entwicklungswegs erfüllen ihre hochdeutschen Gedichte jedoch eine so wichtige Funktion, daß eine Betrachtung ihres Lebens sie nicht außer acht lassen kann.

Auch jetzt behielt Sophie Haemmerli die Gewohnheit bei, in kurzen Notizen sich Rechenschaft zu geben über den Tagesverlauf. Aus diesen Notizen steigt für uns das Bild einer Doktorsfrau und Mutter, deren tätiges Helfen weit über den Familienkreis hinausreicht, und die doch immer noch Zeit findet, ihre innere Welt durch vielseitige und durch Auszüge festgehaltene Lektüre zu erweitern. Der Frohmut und die Schalkhaftigkeit früherer Jahre bleiben in diesen Notizen aber mehr und mehr aus, und man empfindet, daß die nach außen hin so strahlende und schenkende Persönlichkeit mit großen Partien ihres Wesens im Schatten steht. Wie schwer auch das physische Leiden ist, das seit der Geburt des ersten Kindes an ihren Kräften zehrt, erweist sich erst jetzt. Es scheint, als könne die jetzt Fünfunddreißigjährige die Lebensmitte nicht überschreiten. Da entschließen sich die Ärzte zu einer Operation, deren Ernst der Patientin bewußt ist. Sie läßt niemand fühlen, wie schwer ihr der Abschied fällt, wenn sie ihre Kinder zu Freunden in ein frohes ländliches Pfarrhaus bringt. Im Spital schreibt sie die Anfangsworte der Gedichte auf, die sie von Jugend auf begleitet haben: Strophen von Walther von der Vogelweide und Kürenberg, von Klopstock und Rückert, Schillers „Ideale" und Goethes

Harfnerlieder sollen aufleuchten in ihr, wenn die Narkose Dunkelheit verbreitet. In der Nacht wird ein schmerzerfülltes schweizerdeutsches Gedicht aufs Papier geworfen, am nächsten Morgen jedoch, unmittelbar vor der Operation, darunter ein hochdeutsches gesetzt, dessen Gedankenflug sich weit über Konventionelles erhebt:

Nun steh ich vor der dunklen Pforte
Und hebe meinen bangen Blick:
Darf glauben ich dem Freundesworte,
Kehr lebend ich von hier zurück?
Ich *glaube* — komme was da wolle,
Zum *Leben* geh ich immer ein,
Ist's nicht auf dieser grünen Scholle,
Wird's in den Ewigkeiten sein.

(1903)

Sie kehrte zurück auf die geliebte grüne Scholle! Zwar dauerte es noch Jahre, bis der Organismus erholt und eine immer wieder herandrängende Schwermut zurückgedämmt war. Aber der Sieg wurde erkämpft, und statt fortan geschwächt zu sein, reagierte ihre Natur sogar mit einer Steigerung der produktiven Kraft.

Nur knapp und sachlich geführte Tagebücher und sehr viele hochdeutsche Gedichte lassen die Krisen erkennen, durch welche die wieder tätig im Leben Stehende jetzt hindurchgeht. Im Rückblick darauf schreibt sie nach Jahren an ihren Gatten: „Wir kamen doch eigentlich als zwei ganz fremde Menschen zusammen, die sich durch die Liebe erst kennenlernen mußten. Und auch trotz der Liebe; denn sie hatte uns zuerst getäuscht: jedes sah das andere gleich wie sich selbst und erst nach und nach erkannten wir das Grundverschiedene unserer Anlagen und Neigungen. Es gab Jahre, wo ich versuchte, mich ganz auszumerzen, nur noch in Dir zu leben und alles verkümmern zu lassen, dessen Du nicht bedurftest. Ich wollte Einheit um jeden Preis, aber die unterdrückte Natur rächte sich... Denn das Lebensprinzip, der Gott in uns, will, daß wir wachsen, und das ist nur möglich, wenn der Charakter sich aus dem Grundzug des Wesens entwickelt wie der Stamm aus der Wurzel. Nun ist das überstanden, wir sind nicht ineinander aufgegangen, sondern stehen eng nebeneinander." (1. Okt. 1914.)

Gestärkt und gereift war sie damals hervorgegangen aus einer Zeit, die ihr die Abgründigkeit des Lebens offenbart hatte. Dem Arzt, dem im Spital ihre Pflege obgelegen war, verdankte sie eine neue Erweiterung ihres Wesens durch die bildende Kunst. Von ihm dazu angeregt, tauchte sie mit der ihr eigenen Intensität in die neu entdeckte Welt des Schönen ein, und wie immer, wenn etwas Großes

sie bewegte, gab sie es in irgendeiner Form auch weiter an ihre Umgebung. Hatte sie ein Bildwerk erlebt, so war ihre Fähigkeit, es zu schildern, so groß, daß eines der Kinder immer wieder glaubte, es selbst gesehen zu haben. Der Besuch von Schauspiel oder Oper konnte später dieses Kind enttäuschen, denn noch hundertmal farbiger war das gespielte Stück ihm damals erschienen, als die Mutter es strahlenden Blicks, mit beschwingter Stimme und in treffenden Worten vor die Aufhorchenden hingezaubert hatte. Auch die Wanderungen, die sie alljährlich mit dem Vater unternahm, machte das Erzählen der Mutter zum Gemeingut aller. Max Haemmerli wußte in Jura und Alpen die Schönheit verborgenster Täler zu entdecken, und wie stark bei diesem Naturerleben die Seele seiner Begleiterin ins Schwingen kam, bezeugen ungezählte Gedichte in kleinen Taschenkalendern.

Man befand sich jetzt im Jahrzehnt, das dem Ausbruch des ersten Weltkriegs voranging, und Sophie Haemmerli-Marti gestaltete ihr Leben, als gelte es, die Früchte der sich neigenden Kultur überall zu suchen und in sich aufzunehmen. Mit Elisabeth Flühmann, ihrer hochverehrten einstigen Geschichtslehrerin am Seminar, las sie zusammenhängend und kommentiert Dantes Divina Commedia, mit Emily Schlatter, der intelligenten und originellen jungen Bezirkslehrerin in Lenzburg, Miltons Paradise lost. An einem Wochennachmittag wurden Vorlesungen an der Universität Zürich, später Wintelers Philosophiestunden an der aargauischen Kantonsschule besucht. Nebenher ging die Lektüre historischer und philosophischer Werke und seit 1910 eine intensive Beschäftigung mit der französischen Literatur, zunächst mit den Dramatikern des 17., später vor allem mit den Prosaschriftstellern des 19. Jahrhunderts. Es ist erstaunlich, wie viel die physisch Zarte, sehr oft an Schmerzen und Schlaflosigkeit Leidende in ihre Tage hineinbringt. „Und früe ufstoh, wemmer s Glück will foh", dies wußte sie am besten selbst!

Viel Kraft und Geistesgegenwart erforderte es schon, einem gastfreien Haus vorzustehen, das zugleich das unruhige, vom Klingeln des Telephons widerhallende Haus eines Arztes war. Eines Arztes, dem die Gattin zudem stets auch die ganze, damals noch komplizierte Buchführung besorgte, und den sie fast täglich — anfangs noch im gemütlichen Pferdefuhrwerk — auf eine seiner Praxistouren auf die Dörfer hinaus begleitete. Vor allem aber waren es die Kinder, denen in selbstverständlichster Weise die Kraft der Mutter zufloß. Ein besonderer Umstand vertiefte noch ihre Beziehung zu ihnen: sie unterrichtete nämlich, ursprünglich durch eine Erkrankung der Ältesten dazu veranlaßt, alle vier Mädchen wäh-

rend den ersten Schuljahren selbst. Bald in der Wohnstube, bald draußen im Garten erfolgten allmorgendlich zwei straff geführte Schulstunden, in denen es herging, als sei das Spitteler-Wort „Freudig und gern ist der Künste Kern" der Lehrerin schon bekannt. Als mit dem Unterricht auch die Jüngsten an die Reihe kamen, war ihre große Schwester schon Lateinerin und rezitierte ihre Hexameter treppauf und ab. Wie hätte da die Mutter zurückbleiben können, sie, die schon als junges Bauernkind aus eigenem Willen den Zugang zu dieser Welt sich erschlossen hatte! Bald las der Lehrer ihrer Tochter mit ihr Vergil und Catull, und abends wurden Gedanken aus Seneca oder Plinius ins Merkbuch geschrieben. Daß sie nicht griechisch gelernt hatte, bedauerte die Dichterin zeitlebens, aber um so freudiger verfolgte sie die ersten Exkurse ihrer Kinder in die Welt der Odyssee. Nie wurde sie müde, den Klang dieser Sprache zu hören, deren Laute und Rhythmen eine frohe Erschütterung in ihr hervorriefen. Etwas Ähnliches erfuhr sie im Bereich des Zeichnens und Malens: selbst scheinbar nicht befähigt dazu, ließ sie um so lieber ihre Kinder mit Pinseln und Stiften hantieren, mit einem befreundeten Bildhauer modellieren und ganze Schulhefte in Bilderbücher verwandeln. Schon jetzt, ganz besonders aber, als ihre jüngste Tochter den Malerberuf ergriff, wurde die Welt der Farben dann auch der Mutter von Jahr zu Jahr vertrauter. Solches ist bezeichnend für das Verhältnis nicht nur zu ihren Kindern, sondern zu allen, denen Sophie Haemmerli-Marti nahe stand: selbst immer spendend, wollte sie unaufhörlich auch „lernen" von ihnen.

Begegnungen

Betrachtet man Sophie Haemmerli-Martis durch manchen bedeutsamen Briefwechsel dokumentierten Freundeskreis, so überrascht vor allem dessen Reichtum an Gegensätzen. Neben jungen Künstlern und Wissenschaftern stehen die alten Lehrer der eigenen Jugendzeit, neben Professoren Dorforiginale der Umgebung, neben den Jugendfreundinnen Angehörige fremder Nationen, mit denen mühelos auch englisch und französisch korrespondiert wird. Besonders rege und herzlich ist der Gedankenaustausch mit dem Aarauer Musiker Werner Wehrli, der gegen fünfzig Gedichte der Dichterin vertont, und mit dem Urner Maler Heinrich Danioth, der später ihrem Andenken sein graphisches Werk „Steile Welt" widmet.

Immer wieder tritt in diesem Freundeskreis die große Fähigkeit zur Treue hervor, nicht nur bei Sophie Haemmerli-Marti selbst, sondern auch bei denen, die mit ihr zusammengeführt werden. Pfarrer Heiz in Othmarsingen, Sophies erster Lateinlehrer, der

nichts an der reichen Begabung des Kindes bewundert, sondern in unbestechlicher Pflichterfüllung von ihm die Aneignung klaren Denkens gefordert hatte, begleitete sie in der Folge in unerschütterlicher Freundschaft durch sechs Jahrzehnte hindurch. Wer in ihr eine Seelenkraft weckte, dem blieb sie zeitlebens verbunden. Ihre Dankbarkeit gegenüber Prof. Winteler, der sie die Wege zu den Geheimnissen der Muttersprache gewiesen hatte, erlöschte nie und befähigte sie, auch diese Beziehung, sie wandelnd und mit ihr wachsend, unversehrt zu bewahren bis zum Tode des genialen, das seelische Gleichgewicht aber oft nur mühsam wahrenden Dichters und Gelehrten. Die meisten der später in der Sammlung „Im Bluescht" veröffentlichten Gedichte waren ursprünglich an Winteler gerichtet und diesem in Briefen oder auf Postkarten geschickt worden, oft als kurze, helle Antwort auf lange, tiefgründig pessimistische Auseinandersetzungen. Auch hochdeutsche Gedichte sind oft zu finden in diesen Briefen, die zudem auf die loyale und mutige Seelenhaltung der Schreibenden manches bezeichnende Licht werfen.

In Bex hatte Sophie Haemmerli 1894 den englischen Geistlichen Elwin kennengelernt, der soeben außer dem theologischen ein vollständiges medizinisches und mathematisches Studium abgeschlossen hatte. Erst nach dieser Vorbereitung glaubte er in segensreicher Weise beitragen zu können zur Christianisierung Chinas, worin er sein Lebensziel sah. Er blieb von China aus mit der Schweizerin in Verbindung und besuchte sie später während Urlaubsreisen mehrmals. Zwar führten seine dogmagebundenen Anschauungen zu manchen fruchtlosen, mündlich und schriftlich geführten Diskussionen. Aber das Wesentliche dieses Engländers beruhte nicht auf seinen Glaubenssätzen, sondern auf einem unmittelbaren und tiefen Erleben des Christusgeistes. Von diesem Erleben zeugte nicht zuletzt auch ein liebevolles Verständnis für den östlichen Menschen und dessen Kultur, das Elwin durchdrang. Er vermittelte seiner Freundin während vielen Jahren Wertvolles aus den Schätzen der chinesischen Spruchweisheit und Kunst.

Nie trat jedoch in Sophie Haemmerli-Martis Leben etwas einseitig auf. So wurde sie auch jetzt gleichzeitig durch Impulse aus dem Westen berührt, und zwar durch die regelmäßigen Besuche der Musikerinnen Wally, Charlotte und Elsa Rüegger, ihrer Cousinen, die als anerkannte Künstlerinnen im Musikleben von Bruxelles und der Vereinigten Staaten standen. Daß übrigens neben dem Calvinforscher Heiz und dem Methodisten Elwin auch ein bedeutender Katholik, der Stanser Pfarrer und Historiker Constantin Vockinger, zu den Freunden der Dichterin zählte, charakterisiert ihre Geisteshaltung ebenfalls.

Aus Briefen und Tagebüchern dieses Jahrzehnts geht hervor, daß eine „Psyche" genannte Sammlung hochdeutscher Gedichte stets von neuem vorgenommen und bearbeitet wurde. Merkwürdigerweise sind es nun gerade diese Sorgenkinder, diese hochdeutschen Gedichte, die zur bedeutungsvollsten Lebensbegegnung, zu der Begegnung und Freundschaft mit Carl Spitteler führten. Spitteler lernte jene Sammlung durch eine gemeinsame Bekannte kennen und fand „ein ungewöhnliches Gefallen" daran. „Ich bitte Sie, mein Urteil als etwas Ernsthaftes, Wohlüberlegtes aufzufassen", schreibt er im September 1906 an die Verfasserin, empfiehlt dann strengere formale Fassung, häufigere Verwendung des Sonetts, und außerdem die Lektüre von Schopenhauer und Burckhardt, Tasso und Ariost. Bald darauf hatte ein Brief über Spittelers soeben erschienenen Roman „Imago", in dem Sophie Haemmerli nicht ohne Erschütterung die Behandlung eines auch von ihr durchlittenen Problems erkannte, ihre Einladung in Spittelers Luzerner Heim zur Folge. „En höchi Zit het ire Afang gno", schreibt sie von diesem Ereignis drei Jahrzehnte später in der Schilderung „Mi erscht Spittelervisite". Ihre ganze Ehrfurcht vor der Größe des Geistes und zugleich ihre Fähigkeit, sich bis zu den Grenzen der Selbstlosigkeit zu erheben, offenbart sich in diesem Kapitel ihrer schweizerdeutschen Lebensgeschichte, das bei aller Bedeutsamkeit den Ton volkstümlicher Frische und Lebendigkeit bewahrt.

Den Schulungsgang durch die Schriftsprache, den Spitteler anregte, vollzog sie mit Ernst und Hingabe. Daß sie Kritik annehmen und richtig auswerten könne, erweise gerade ihre innere Selbständigkeit, hatte ihr einst schon Winteler geschrieben. Als Spitteler aber 1907 die ausführliche Besprechung einer Anzahl ihrer Sonette mit den Worten begann: „Hochgeehrte Frau, lieber Collega. Fast, aber nicht ganz. Nie ganz", erreichte ihn unter demselben Datum aus Lenzburg eine Karte des Inhalts:

„Nie wird es ganz", tönt dein Bericht,
„Denn du bist viel zu klein dazu" —
Da hob ich auf mein Angesicht
Und sah dem Abendsterne zu.
Der weiß: „Die Sonne bin ich nicht",
Doch geht er seine Bahn in Ruh
Und gibt der Nacht sein klares Licht.
Und in mir sprach's: „So tu auch du."

Dieses In-sich-beruhen mußte jedoch erkämpft werden. Noch im Jahre zuvor schrieb Sophie Haemmerli an Spitteler: „Hilfe findet man nur, wo Verständnis ist, und nur der Dichter kann verstehen,

wie es möglich ist, neben dem äußeren ein Phantasieleben zu führen, so reich und groß und schmerzvoll, daß es oft die schwache Hülle zu sprengen droht. Und nur wer diesen Kampf gegen die Melancholie, herrührend vom Kontrast zwischen Erreichbarem und Erreichtem, auch schon gekämpft hat, weiß, was auf dem Spiel steht." Im gleichen Brief wird die soeben erscheinende 3. Auflage von „Mis Chindli" erwähnt und beigefügt: „Wie glücklich könnte ich sein, wenn diese Seite meines Wesens die vorherrschende wäre." Tatsächlich beginnen sich aber diese gegensätzlichen Seelengebiete jetzt mehr und mehr zu durchdringen, und es liegt wohl gerade hierin eine der tiefsten Auswirkungen des Geistes Spittelers auf die Dichterin. Daß übrigens der schwermütige Zug in ihrem Wesen im äußeren Leben kaum in Erscheinung trat, ist nur durch ihre außerordentliche, aber wie selbstverständlich ihrer innersten Persönlichkeit entspringende Willenskraft erklärlich.

Von Spitteler aus wurde diese Freundschaft ausschließlich aus den Voraussetzungen der beiden Individualitäten aufgebaut. Daß schon früher eine Beziehung des jungen Dichters zur Familie von Sophie Martis Mutter bestanden hatte, war dafür ohne Belang.[2] Erst kurz vor seinem Tode, dann allerdings mit großer Innigkeit, begann Spitteler von dieser Beziehung wieder zu sprechen. Ebenso beharrlich lehnte er es anfangs ab, Sophie Haemmerlis eigene Familie kennenzulernen. Mit höflichem Bedauern schob er jede Einladung nach Lenzburg hinaus. Vier Jahre nach der ersten Begegnung stand er aber in der Frühe eines strahlenden Junitages unangemeldet im Garten des Doktorhauses und nahm schon bei der Begrüßung die ganze Familie in seine Freundschaft auf. „Ich möchte, daß Sie den Tag rot anstreichen, an dem ich zum erstenmal bei Ihnen war", schrieb er davon in seiner letzten Lebenszeit. Plötzlich und bleibend war die bisher von Geist zu Geist waltende Beziehung an diesem Tag verinnerlicht und beseelt worden.[3]

Ernte

„Wir aber schaffen und stehen weit über dem Nebel", schrieb Spitteler 1915 an Sophie Haemmerli-Marti. Sie hatte 1913 und 1914 drei Bändchen Mundartgedichte herausgegeben, die in das große Sterben der Kriegszeit hinein die Heiligkeit des Lebens strahlten. Im *„Wienechtsbuech"* spiegelt sich die andachtserfüllte winterliche

[2] Vgl. Sophie Haemmerli-Marti: Die Dionysoswanderung des jungen Spitteler, in Beriger: Carl Spitteler in der Erinnerung seiner Freunde. Zürich 1947.

[3] Vgl. A. Kelterborn-Haemmerli: Carl Spittelers Besuche in Lenzburg, Lenzburger Neujahrsblätter 1947, und in Beriger: C. Spitteler in der Erinnerung seiner Freunde.

Die Dichterin Sophie Haemmerli-Marti an ihrem Arbeitstisch in Lenzburg

Festzeit in staunenden Kinderseelen. *„Im Bluescht"* erfaßt die frühlingshaften Gefühle der Seele in ihrer kristallklaren Frische, ohne sie durch die geringste Sentimentalität trüben zu lassen. Die *Großvatterliedli* sind Hans Thoma gewidmet. Der deutsche Malerpoet und die schweizerische Mundartdichterin standen in einem oft alemannisch geführten Briefwechsel, schon Jahre bevor anläßlich der Geburtstagsfeier des Siebzigjährigen eine offizielle Einladung des Lenzburger Arztehepaars nach Karlsruhe auch die persönliche Bekanntschaft herbeigeführt hatte. Von „Mis Chindli" schrieb Thoma einst in einem Aufsatz: „'s sind Liebeslieder, so schön wie die vom Salomo."

Bei allen drei Sammlungen handelt es sich um Gedichte, die schon vor Jahren oder Jahrzehnten entstanden, aber in nie aussetzendem Ringen um den echten schweizerdeutschen Ausdruck mehrmals umgeformt worden waren. Vor der letzten Läuterung kam eine Veröffentlichung nie in Betracht.

Einige Jahre später bat der Herausgeber einer schweizerdeutschen Anthologie Sophie Haemmerli-Marti um eine autobiographische Skizze und erhielt „Öppis vo Othmissinge", das lichtgetränkte Bild ihrer Jugendzeit. Von nun an ruhte das Streben nach der Gestaltung guter schweizerdeutscher Prosa nie mehr, und es entstanden nach und nach alle Teile des späteren Sammelbandes „Mis Aargäu". Ereignisse und Gestalten aus dem Leben und der Heimat der Dichterin erlangten darin poetische Wirklichkeit.

Unter den in dieser Zeit veröffentlichten Essays in der Schriftsprache befassen sich die eingehendsten mit den Werken Carl Spittelers. Auch eine Schilderung seiner Persönlichkeit hatte der Dichter angeregt — „Weil Sie manches besser wissen als viele, die es schlechter wissen" —, doch blieb die Schrift „Carl Spitteler in Lenzburg" wie vieles andere zum Leidwesen der Verfasserin Fragment.

Denn die in Haus und Garten Beschäftigte und von Haushaltsorgen Bedrängte sucht oft umsonst nach einem Refugium, glaubt es bald unter dem Dach, bald in einem Gartenversteck gefunden zu haben, aber immer vergebens — das Telephon und die Kinderrufe erreichen sie überall! „Zum Ganzen strebt mein Geist, und muß sich nun in Kleinigkeiten täglich neu verzehren", hatte sie einst in einem Gedicht von 1904 geklagt. Heute trägt sie mit humorvoll geäußerter Verzweiflung, aber ohne Auflehnung, ihre Manuskripte im Wäschekorb treppenauf und nieder. Wenn sie 1922 bei einem Straßenunfall in Lebensgefahr kommt, schreibt sie nachher: „Neben dem Gedanken an Mann und Kinder plagte mich vor allem die unvollendete Lebensaufgabe." Nie würde sie aber dieser Aufgabe zulieb die Ansprüche des äußeren Lebens vernachlässigen. Das Be-

dürfnis, handelnd und mitfühlend für die Menschen dazusein, die das Schicksal ihr entgegenführt, ist ihr von allen Forderungen die nächste.

Rasch und gewandt geschriebene Zeitungsartikel nehmen Stellung zu Gemeinde-, Schul- oder Frauenfragen und zeugen für den Mut und den Gerechtigkeitssinn ihrer Verfasserin. Mit großer Wärme nimmt Sophie Haemmerli an allem, was um sie her vorgeht, Anteil, nur das Kleinliche wird unbeachtet übergangen. Am schönsten ist ihre Sprache, wenn es um die Ehrung eines verdienten Menschen geht, sei es nun ein Gelehrter oder eine mit Wind und Wetter verbundene alte Frau wie die Badmeisterin am Aabach. Zuweilen sind solche Einsendungen auch gereimt und dann meist sehr witzig oder leicht satirisch, nie jedoch bitter — etwas sieghaft Lachendes behält die Oberhand.

Damit wird ein Gebiet berührt, das im literarischen Werk der Autorin nicht zum Ausdruck kommt, in biographischer Hinsicht aber um so aufschlußreicher ist: die unübersehbare Fülle ihrer Gelegenheitsgedichte. Wenn darin auch die letzte Formgebung naturgemäß ausbleibt, so ist doch die Keimkraft echter Poesie fast überall spürbar. Immer wieder finden sich darunter so ursprüngliche und prägnante Verse wie die folgenden:

Sine Gstorbne Treui halte
Und doch nid für d Wält verchalte,
Mit der Juget d Freude teile
Und den Alte d Blätzab gheile.

Inhaltlich offenbaren diese Gelegenheitsgedichte die Fülle von Beziehungen, in deren Mittelpunkt die Dichterin stand. „Nie erlahme, nie erchalte, euses Härz het tusig Gstalte" — damit sprach dieses Herz sich selber aus.

Oft wurden solche Gelegenheitssprüche während der Tagesarbeit rasch auf Zettel oder Briefumschläge geschrieben, häufig neben den Ausspruch eines Kindes oder eines Patienten oder neben Notizen für die laufende Arbeit im Haus. Auch ganze Reihen schweizerdeutscher Wörter wurden derart vermerkt oder hochdeutsche mit der Frage nach einer schweizerdeutschen Entsprechung versehen; denn wie ein nie aussetzender Unterton ging die Beschäftigung mit der Sprache, dieser Dienst am reinen Wort, durch alle Tage mit. Dabei fällt auf, daß diese flüchtigen Notizen nie ein verschwommenes oder vernachlässigtes Schriftbild zeigen. In der Jugend wie im Alter, ob schnell oder langsam oder im Dunkeln zu Papier gebracht — und die meisten Gedichte von Sophie Haemmerli-Marti entstanden in der Nacht und wurden auch nachts auf-

geschrieben — stets bewahrt diese Schrift ihre nie getrübte Klarheit. In leichten, aber groß und kühn geformten Zügen erhält jeder Buchstabe seine individuelle Prägung, und doch scheinen die ansteigenden Zeilen nur zu schweben auf ihrer Unterlage, damit sich nur lose verbunden zu haben.

Daß sie bei aller Daseinsfreude nicht an die Erde gefesselt war, offenbarte sich aber auch im ganzen Wesen der Dichterin. Mancher charakteristische Zug in ihrem Lebensgang folgte daraus, und auch ihre Freude an Reisen, ihr Streben nach allem, was erlaubte, den gewohnten Erdenbezirk zu erweitern oder zu verändern, stand damit in Zusammenhang.

Es waren ihr in der zweiten Hälfte ihres Lebens viele Reisen vergönnt, und jede brachte etwas Bestimmtes in ihr zur Reife und führte sie mit neuen, bedeutenden Menschen zusammen. Die Bläue der Riviera und die Kunstschätze von Florenz eröffneten die Reihe dieser großen Eindrücke, deutsche Universitätsstädte, in denen Max Haemmerli Ärztekongresse besuchte, erweiterten sie. Aufenthalte in Paris, Rom und Wien waren durch medizinische Ferienkurse des Gatten oder Studien der Töchter veranlaßt. In Triest und Venedig verbrachte Herbstwochen hatten die Freundschaft mit dem ungarischen Schriftsteller Gyergyai zur Folge und wirkten im Rückblick wie die Vorstufe zu einer noch weiter östlich führenden Reise: vierzehn Jahre später besuchte Sophie Haemmerli Budapest und gelangte dann in erlebnisreicher Schiffahrt donauabwärts nach Rumänien, um in den Karpathen ihr erstes Enkelkind zu begrüßen.

Nach innen gewandt erzeugte jenes Wesenselement der nur losen Verbindung mit dem allzufest Irdischen eine Bereitschaft, über das Sichtbare hinaus in die Weiten des Geistes zu streben. Hier galten die Schranken von Raum und Zeit nicht mehr, und auch die Scheidewand zwischen Lebenden und Toten wurde als durchlässig erlebt. Schon unter den hochdeutschen Jugendgedichten waren die schönsten und persönlichsten dem Schmerz um Verstorbene entsprungen oder deren Andenken geweiht. Von jung auf fühlte sich die Dichterin den Hinübergegangenen nahe, und doch wühlte jeder Todesfall in ihrer Nähe sie im Innersten auf. Oft waren es sogar persönlich Unbekannte, deren jähe Abberufung sie so erschütterte, daß Gefühl und Gedanke das geformte Wort suchten. Hatten die Scheidenden ihrem Bekanntenkreis angehört, so drängte es sie, ihr Wesen sich selbst und den Zurückgebliebenen nochmals vor Augen zu stellen durch trefflich charakterisierende Nekrologe, denen meist eine überpersönliche Einleitung von allgemeiner Gültigkeit voranging. Vor allem aber entstanden im Ringen um das Todesrätsel sehr viele Gedichte. Eine Anzahl der hochdeutschen wurde später

zu einer Sammlung „Requiem" zusammengestellt, aber nicht herausgegeben. Die vom Ernst der Todesnähe durchdrungenen Mundartgedichte erschienen 1928 unter dem Titel „Allerseele". In diesen ist die Empfindung zuweilen so streng gerafft und dramatisch gesteigert, daß die Sprache eine Größe erreicht, die man in den Möglichkeiten des Dialekts nicht vermuten würde.

Vollendung

In gleichmäßigen Intervallen begann der Tod auch in den persönlichen Kreis der Dichterin einzugreifen. 1917 starb ihr Bruder Franz, der „Schattemöntsch" der Allerseelengedichte, dem sie durch die Schwere seines Schicksals ganz besonders verbunden war. Der Tod von Carl Spitteler, der 1924 eintrat, ging ihr so nahe wie einst sein Hereintreten in ihr Leben. Nur durch die schöpferische Beschäftigung mit seinen Werken, was zu Vorträgen und Volkshochschulkursen führte, konnte sie sich aus der Tiefe dieses Leides erheben. Der härteste Schlag traf sie jedoch 1931, als an einem Maisonntag, der zugleich ihrer beider Verlobungstag war, Max Haemmerli in Erfüllung der Arztpflicht durch einen Autounfall sein Leben verlor. Ohne Unterlaß war bis jetzt Geben und Empfangen von einem zum andern geströmt in diesem Lebensbund. Die Atmosphäre von überlegener Ruhe, die der Arzt trotz seiner rastlosen Tätigkeit verbreitete, seine lebendige Güte und was alles durchstrahlte: seine rückhaltlose und Tag für Tag freudig auch geäußerte Liebe zu ihr, hatten dem Dasein seiner Gattin die still leuchtende Folie geschaffen. Jetzt war es, als stürze eine sie umfriedende Mauer plötzlich zusammen. Es war ihr im Tiefsten bewußt, was sie einen Monat später in einem Lebensbild ihres Gatten schrieb: „Max Haemmerli besaß das Geheimnis, in allem Wesentlichen sich selber zu bleiben und doch alles Andersgeartete in seiner Nähe sich entfalten zu lassen und mit männlicher Kraft zu schützen. Dieser Großzügigkeit ist es zu verdanken, wenn ich den Menschen etwas habe geben können mit meiner Poesie, und wenn die vier Töchter das schönste Geschenk aus dem Vaterhaus mit ins Leben hinaus nehmen konnten: eine glückliche Jugend."

Mit dreiundsechzig Jahren wurde Sophie Haemmerli-Marti heimatlos. Sie verließ ihr mit so viel Liebe aufgebautes Heim und zog nach Zürich, wo die Nähe treuer Jugendfreunde — Marie Heer, Max Bircher-Benner, Erika Wedekind — Heilkraft versprach. Aber sie konnte nicht Wurzeln fassen hier und reiste mitten im Winter nach Venedig zu ihrer ältesten Tochter und deren Gatten. Die Sonnenaufgänge am Lido spendeten ihr Kraft, und als sie im kommen-

den Frühling in Sizilien vor der einsamen Größe des Tempels von Segesta stand, die Weihe seiner Ewigkeitsnähe empfand, wich die Qual des Verlassenseins und des unausgesetzten Heimwehs zum erstenmal von ihr. Im Sommer weilte sie in der Familie einer anderen Tochter an der holländischen Küste, erlebte nach dem Süden Europas nun dessen Norden, und dann gelang es ihr, auch innerlich die „Mitte" zu finden, als sie nach Zürich zurückkehrte. Die Trauer um den entrissenen Schicksalsgenossen schwächte sich aber bis zu ihrem Tode nie ab.

In Zürich belegte Sophie Haemmerli sogleich historische und philosophische Vorlesungen und war oft im Kunsthaus und in der Tonhalle. „Ich rettete mich aus dem Einzelfall meines Unglücks in die großen kosmischen und weltgeschichtlichen Zusammenhänge und fand so nach und nach auch einen höheren Sinn im Walten meines eigenen Schicksals", schreibt sie etwas später in einem Brief. Eine Briefstelle von 1935 sagt, daß ihr Denken sich „seit dem gewaltsamen Auseinandergerissenwerden" immer mehr der Vorbereitung auf das eigene Sterben zuwende, und fährt fort: „Es ist schön, jeden Morgen gesund erwachen zu dürfen, an allem Geschehen tätigen Anteil zu nehmen, und sich doch zu sagen, daß es einen nicht mehr im Innersten berührt, daß man jetzt eine viel wichtigere Aufgabe hat. Es ist wie der Aufstieg auf einen Berg, bei dem man jede Blume am Wege, jedes Stück blauen Himmels, jede freundliche Menschenbegegnung dankbar genießt und dabei doch immer nur das eine Ziel vor Augen hat, den Gipfel. Nicht immer ist es ja möglich, diese sérénité zu bewahren, das Herz ist unruhig und wird immer wieder von unerträglichem Heimweh geplagt. Nach einem meiner seltenen Besuche in Lenzburg bin ich immer eine Zeitlang krank. Die äußere Loslösung von der Heimat war wie die notwendige Amputation eines wichtigen Körperteiles zum Zweck des Weiterlebenkönnens." (An Prof. A. Beringer, Karlsruhe.) Noch 1938 wird versucht, „wenigstens mit dem Verstand das Furchtbare zu begreifen. Das Herz freilich weiß es anders und wehrt sich heute noch, wenn auch auf mildere Weise."

Dennoch lebt in diesem Schmerz kein Groll. Auch in den schwersten Zeiten begleitet San Francescos Sonnengesang die nun auf einen Stock gestützt rüstig Ausschreitende, wenn sie frühmorgens ihren ausgefüllten Tag mit einem Gang den Berg hinauf beginnt. Und in der Trauer um den Tod eines Neugeborenen findet sie die Worte:

Du hesch vo allem no nüt gha,
Kei Sunneschin, kei Räge,
Bisch nie im Freudetanz vora,
Hesch kei Schmärz dörffe träge.

Mit großer Dankbarkeit erlebte sie jeden Tag die Gegenwart ihrer jüngsten Tochter, der Malerin, die früher ihre Zeit zwischen Zürich und Paris geteilt hatte, jetzt aber die Intervalle ihrer Abwesenheit immer kleiner werden ließ. Daß eine andere Tochter mit ihrer Familie in der Umgebung von Zürich wohnte, war ein weiteres Schicksalsgeschenk. Denn die Kraft, die zu ihren Kinderliedern geführt hatte, erlosch in der Dichterin nie. Alles was ihre Kinder berührte, schloß sie in sich, und je weiter sich eines innerlich oder äußerlich entfernte, desto mehr glaubte sie, sich sorgen zu müssen. Wie früher griff ihre sorgliche Anteilnahme aber weit über den persönlichen Umkreis hinaus. Zwar wurde ihr Interesse nie aufgehalten durch Landesgrenzen, aber die Tagebücher zeigen doch, wie tief sich Sophie Haemmerli-Marti besonders mit allem, was die Eigenart des Schweizertums ausmacht, verbunden fühlte. Neben Eintragungen über das politische Geschehen werden immer häufiger Kernsprüche über die Schweiz festgehalten. Wo sich wahrer Schweizergeist äußert, löst es ihre freudige Zustimmung aus, mit empörter Auflehnung bemerkt sie dagegen die Anzeichen von Vermassung und Tyrannei. „De Bundesbrief het Schimel agsetzt", mahnt ein scharf abrechnendes Gelegenheitsgedicht, das in die Worte ausklingt:

D Gränzmur stoht scho bidänkli schief,
Was hilft is do no de Bundesbrief?

Der Quell ihres poetischen Schaffens versiegte der Dichterin bis zum Ende nie, aber immer wurde seinem Strömen die bewußte Arbeit, die Strenge ihres scharfen Urteils entgegengesetzt. Ihre kernhafte und doch vom Glanz der Anmut umspielte schweizerdeutsche Prosa erschien 1938 im Bande „Mis Aargäu". Früher Geschriebenes war hiefür bearbeitet und vor allem die wichtige Jugendbegegnung mit Frank Wedekind, die in einer hochdeutschen Fassung vorlag, neu gestaltet worden. 1939 folgten die „Läbessprüch", präzis geformte Vier- oder Sechszeiler, in denen sich bald schalkhaft überlegen, bald in Bildern von monumentaler Größe eine durchsonnte Lebensweisheit offenbart. Diese Sprüche wurden alle aus einer großen Anzahl von Varianten ausgewählt. „Hundert Skizzen zum fertigen Bild, hundert unwesentliche Sprüche bis zur Urkraft des Wesentlichen", lautet eine Notiz. Die meisten dieser Entwürfe enthalten jedoch so Wesentliches wie der folgende:

s Eländ übernimmt mi fascht,
Herrgott, hol mi Ärdelascht!
„Si isch gwoge, bschtellt und zellt.
Träg si — ine höcheri Wält."

Die Strophen, die aus dem Schmerz um den Gatten entstanden waren, hatten sich zunächst hochdeutsch geformt. Erst nach einigen Jahren gelangte das Schweizerdeutsch auch in diesem dunkel verhängten Seelenbereich zum Durchbruch. Jetzt aber, in den Gedichten, die 1941 unter dem Titel „Rägeboge" erschienen, fiel auf die Sprache schon die Helligkeit einer jenseitigen Welt. Das Bild des Oben und Unten verbindenden Regenbogens wurde zwar erst kurz vor der Herausgabe der Sammlung vorangestellt. Wie viel aber dieses Symbol für die Verfasserin schon früher bedeutete, zeigt eine Briefstelle von 1936: „An jenem Morgen war ich früh durch ein glühendes Morgenrot geweckt worden, dessen Glanz mir durchs Fenster leuchtete. Und als ich dann auf dem Sonnenberg das himmlische Schauspiel der jagenden Morgenwolken im Föhn genießen wollte, überraschte mich ein herrlicher Regenbogen, in einer Vollkommenheit der Farben und der Form vom Berg zum See gespannt, wie ich ihn noch nie erlebt habe. Was hier zu der Seele sprach, waren nicht Luftspiegelungen, sondern geistige Wesenheiten, mit denen wir verbunden sind und zu denen nun auch unsere Toten gehören. Das spürte ich stark schon als Kind, auch in den Sternen und Blumen. Diese Verbindungen müssen wir bewußt suchen. Ich meine nicht eine materielle Verbundenheit, wie sie der Spiritismus herbeiführen will, sondern die geistigen Zusammenhänge zwischen der Natur und uns, die sich der aufmerksamen Seele offenbaren." (An Werner Wehrli.)

Welche Vertiefung die hochdeutschen Gedichte im letzten Jahrzehnt der Dichterin erfuhren, geht aus gedankenreichen Distychen hervor, denen sich Verse von volksliedhaftem Klang wie die folgenden zur Seite stellen:

Vollendet ist des Jahres Lauf,
Wir schauen aus dem Dunkel auf:
Noch kämpft der guten Geister Heer
Mit Michaels geweihtem Speer.
Noch lachen Kinder, tönt Gesang,
Noch ruft der heiligen Glocken Klang.
Noch lebt des Wortes Urweltmacht,
Noch überstrahlt der Tag die Nacht.
Und wer mit Liebesmorgenmut
Das Schöne schafft, das Gute tut,
Der wirbt für eine höhere Welt,
Der ist in Gottes Licht gestellt.

Oft wurde Sophie Haemmerli-Marti jetzt aufgefordert, aus ihren Werken vorzulesen. Sie folgte einem solchen Ruf gern; denn wer

sich mit den Menschen so tief verbunden fühlte, mußte auch das Verlangen nach einem Echo empfinden. Bei der Unmittelbarkeit, mit der ihre Seele im Wort lebte, aber auch im Leuchten der Augen und im Klang der weittragenden Stimme zum Ausdruck kam, konnten solche Vortragsabende zu einem Erlebnis werden, das über die Stunde hinauswuchs. Schon beim ersten Wort war der Kontakt mit den Zuhörern hergestellt, und auch die vorgetragenen Lieder für Einzelstimmen oder Chor fanden frohen Widerhall im Saal. Es bestanden jetzt schon über zweihundert Vertonungen nach ihren Texten.

Alles rundete sich im Leben der Dichterin, und mehr und mehr begannen Ende und Anfang sich zu berühren. Dies kam auch in den kleineren Zügen des Schicksals zum Ausdruck: der Freund ihrer Othmarsinger Kindheit, der als junger Bursche nach Amerika ausgewandert und seither verschollen war, wurde jetzt von einer ihrer Töchter am Golf von Mexiko als rüstiger Siebziger aufgefunden, so daß sich mit dem originellen Farmer und Handwerker noch ein freudiger Briefwechsel entspann. Jener Urner, den Sophie Marti als Konfirmandin davon abgehalten hatte, die geistliche Laufbahn zu betreten, war der Vater ihres jungen Freundes Heinrich Danioth geworden. Aus Chicago erreichte sie der Brief eines Fabrikanten, der im Schweizerverein ihre Gedichte gehört hatte. Er gibt sich als jenes Büblein einer Witwe zu erkennen, dem sie nach Beendigung ihrer ersten Lehrerinnenzeit in Thalheim „noch ein Paar Strümpfe voll Chrömli und einen Brief" geschickt hatte. „Und diese Freude begleitete mich stets, und diese gute Frau hinterläßt neben meiner Mutter die süßesten Erinnerungen meiner Jugend." Im Jahr darauf reiste dieser Amerikaschweizer mit seiner Gattin in die alte Heimat und suchte seine einstige Lehrerin auf.

Trotz ihren abnehmenden Kräften machte die Unermüdliche auch von Zürich aus noch größere Reisen, kam nach Italien, wo sie vor allem Assisi wiedersehen wollte, und mehrmals nach Holland, zuletzt 1938. Damals erlebte sie auf ihren Wanderungen dem Strand entlang erneut und auf intensivste Weise den zweiten Teil von Goethes Faust, wozu die entsprechenden Vortragszyklen von Rudolf Steiner sie angeregt hatten. Sonnenuntergänge an der Nordsee beschlossen ihre großen Reiseeindrücke.

In steigendem Maß beschäftigte und beunruhigte jetzt das politische Zeitgeschehen die Dichterin. Immer häufiger legte sie in ihre Merkbücher auch Zeitungsausschnitte, Teile aus Leitartikeln und Bildnisse der im Guten oder Bösen führenden Staatsmänner und Generäle. Mit Grauen verfolgte sie die Ereignisse, die einen kommenden Krieg anzeigten, und als dieser Tatsache wurde, schrieb sie

an einen Jugendfreund: „Man ist wie gelähmt vor dem Furchtbaren, das jetzt nicht als Schicksal, sondern als Schuld über die Menschheit hereinbricht. Wir werden das Ende dieses Krieges nicht mehr erleben, und nachher wird alle Kultur vernichtet sein. Dennoch heißt es: arbeiten, bis zuletzt, und die Fackel hochhalten." (An Prof. Hans Kaeslin.)

Das erwähnte Arbeiten wandte sich mehr und mehr nach innen. Zwar wurden, meist durch die Tragik der Zeitereignisse angeregt, fortwährend neue Gedichte aufgezeichnet, auch Vortragsabende abgehalten und eine weitverzweigte Korrespondenz erledigt. Worauf sich aber die tiefste Gedankenarbeit konzentrierte, zeigt das Tagebuch: die Propheten und die Psalmen, die theologischen Schriften des Paracelsus, die Werke Solovieffs, eine Mysteriengeschichte von Rudolf Steiner, Dichtungen von Albert Steffen und als Letztes die Geschichte des Urchristentums von Emil Bock wurden durchgearbeitet. Auf diesem Wege erwachte in der Dichterin das Bedürfnis, sich in die Passionsgeschichte der Evangelien zu versenken. Sie tat es mit der feurigen Innerlichkeit, deren ihre zur Verehrung des Hohen so bereite Seele fähig war, und so aktiv, daß ihr Erleben eine eigene Formung suchte. Nacht für Nacht — sie schlief nur noch wenige Stunden — schrieb sie die Sprüche auf, die in ihrer Seele jetzt aufblühten. Diese „Passionssprüch", in denen das Mundartwort dazu erhoben wird, den höchsten geistigen Inhalt aufzunehmen, begleiteten die Dichterin noch über den Tod hinaus, denn sie erreichten die letzte Vollendung im Irdischen nicht mehr.

Am Schluß der Aufzeichnungen über ihren letzten Geburtstag schrieb die Vierundsiebzigjährige: „Und aufs innigste dankte ich Gott für die geschenkte Gnade: das Glück einer behüteten Kindheit unter verehrungswürdigen Eltern, den Segen einer vierzigjährigen Ehe, die im Geiste fortdauert und die ihre Krönung in Kindern und Enkeln gefunden hat, für das teure Geschenk treuer Freunde und für die Himmelsgabe der Poesie, die alles verklärte über den Tod hinaus, *der mich erwartet.*"

Die letzten Worte dieser Aufzeichnungen sind bedeutungsvoll unterstrichen, aber der Tageslauf der Dichterin hatte eine solche Todesnähe nie erkennen lassen. Die Neuauflage der „Großvatterliedli" beschäftigte sie. Vers um Vers wurde gesichtet, vieles umgeschmolzen, das Ganze unter einen neuen Titel gebracht und zuletzt ein Vorwort geschrieben. Dieses befand sich noch im Entwurf, als der Tod unvermittelt herantrat. Ein Milzembolie führte zur Agonie, vermochte den Glanz aber nicht auszulöschen, den das hoheitsvolle und später in hingebendem Glück sanft verklärte Antlitz widerstrahlte. Sonntags, den 19. April 1942, als eben die Sonne

untergegangen war, zum offenen Fenster herein Glocken läuteten und eine Amsel sang, ging die von großen Bildern erfüllte Seele über die Schwelle.

Am Ende ihrer Erdenzeit hatte Sophie Haemmerli-Marti, froh erschüttert, aber auch wie von Schauern durchbebt, die Osterzeit erlebt. Das letzte Wort jedoch, das ihre beseelte und noch im Tode von frühlingshaftem Glanz erhellte Hand niedergeschrieben hatte, lautet „Pfingschtwunder". In freiem Zug unterstrichen und von einem Doppelpunkt gefolgt, deutet es den Inhalt ihres letzten Gedichtes an. Sein sieghafter Klang trug sie hinüber. So erfüllte sich an ihr selbst, was sie vor Jahren einst einer anderen Schaffenden zugerufen hatte:

Dis Läbe lang, dis Läbe lang
Schaff witers, tue verzelle,
Und gang no miteme früsche Gsang
Uf d'Himelstüreselle.

DIE AUSGRABUNGEN IN LENZBURG-LINDFELD IM JAHRE 1950

VON WALTER DRACK

I

An der Stelle, wo heute auf dem Lindfeld zwischen Gexi und Schützenhaus der schmucke Bauernhof „Zum Römergut" der Familie Salm steht, konnten im Jahre 1950 dank des großzügigen Entgegenkommens der Herren Salm die durch die Bauarbeiten tangierten römischen Ruinen untersucht werden.

Die Familie Salm hatte von jeher für römische Funde, die bei Feldarbeiten auf ihrem Grund und Boden zum Vorschein kamen, großes Interesse. Die Herren Salm ließen es sich deshalb schon vor Beginn der Bauarbeiten angelegen sein, die zuständigen Kreise in Lenzburg von ihrem Bauvorhaben rechtzeitig in Kenntnis zu setzen. Auf diese Weise waren alle historisch interessierten Herren bis hinauf zum Kantonsarchäologen Dr. R. Bosch im voraus orientiert. Leider versagte dann allerdings im gegebenen Moment das Institut für Ur- und Frühgeschichte in Basel, welches einer ausgesprochenen Geldknappheit zufolge über keinen Assistenten verfügte, der die